

„Es gibt keinen besseren Moment als jetzt“

INTERVIEW: Als Vize-Präsidentin von Wikimedia Deutschland und Gründerin des „Slow Media Instituts“ liegt der Medientheoretikerin Sabria David der freie Zugang zu transparentem, seriösem Wissen am Herzen. Und sie möchte für eine souveräne Mediennutzung und eine gesunde Online-Offline-Balance sensibilisieren – auch mit ihrem Sachbuch über das Glücklicherweise in einer digitalen Welt.

Frau David, Wikipedia ist eine Brücke zur Gesellschaft. Wie zuverlässig und gegen Missbrauch gefeit kann ein Online-Lexikon sein, bei dem jeder seine eigene Sichtweise einbringen kann?
Gerade die Summe an verschiedenen Perspektiven, die sich gegenseitig korrigieren, eine für alle akzeptierte Version aushandeln und Belege ergänzen, führt am Ende zu dem, was bei Wikipedia gewünscht ist: ein neutraler Standpunkt, der alle Blickwinkel hinreichend repräsentiert. Dazu müssen sich aber möglichst viele für den Text verantwortlich fühlen und ihr Wissen, belegt durch valide Quellen, beitragen. Gefordert sind da wir alle, denn jede Leserin und jeder Leser kann selbst auf den „Bearbeiten“-Button klicken und zum Mitautor werden.

Von Ihnen selbst findet man bei Wikipedia nur relativ wenig. Sind Sie kein Fan des Online-Lexikons?
Doch natürlich. Aber Wikipedia ist ja keine Fansite für Wikipedia-Fans. Ich halte mich da ganz bescheiden an eine der Editier-Grundregeln. Die besagt, dass man selbst in eigener Sache einen Interessenskonflikt hat und nicht „neutral“ ist, also keinen Artikel über sich selbst schreiben sollte. Aber Sie könnten einen Wikipedia-Artikel über mich anlegen!

Warum nicht? Noch vor einigen Jahren galt es als unseriös, Wikipedia fürs Schulreferat zu verwenden – heute ist es Standard. Als Vize-Präsidentin des Vereins Wikimedia Deutschland sind Ihnen freie Inhalte und freies Wissen besonders wichtig. Warum?
Heute ist Wikipedia Standard, weil die Qualität der Beiträge sehr viel höher ist als vor zehn Jahren. Da alles durch seriöse Quellen belegt werden muss, sind vor allem auch die weiterführenden Hinweise auf Sekundärliteratur für Schüler und Schülerinnen eine wichtige Informationsquelle. Wie wichtig der freie Zugang zu Wissen ist, haben wir gerade in der Corona-Krise gelernt: Auf welche digitalen Lerninhalte dürfen Schüler und Lehrer während des



Welche Gesellschaft wollen wir? Sabria David plädiert dafür, aus den bisherigen digitalen Erfahrungen der Corona-Krise zu lernen und daran zu arbeiten, die digitale Welt so zu „gestalten, wie wir sie uns wünschen“. FOTO: ANNETTE SCHWINDT

Distanzlernens zugreifen? Wie können Forschungseinrichtungen weltweit ihre Studienergebnisse zu Corona austauschen? Über welche digitalen Quellen findet öffentliche Meinungsbildung statt?

Für mich ist der freie Zugang zu Wissen ein Pfeiler der Bildungsgerechtigkeit und auch der gesellschaftlichen Stabilität, wenn Sie an Verschwörungstheorien denken. Schauen Sie sich den Wikipedia-Artikel zur Covid-19-Pandemie an, da sind hunderte von Sekundärquellen verlinkt, täglich aktualisiert. Es arbeiten bisher über 400 Autoren an dem Artikel. Da ist alles transparent, das können Sie dort alles einsehen und nachschauen, auch die Versionshistorie. Das ist derzeit eine wichtige Referenzquelle. Wer sich fundiert zur Covid-19-Pandemie informieren möchte, der kann das hier tun.

Wenn Sie an Ihre Schulzeit zurückdenken: Waren Sie eine gute Deutschschülerin, die zum Beispiel „Faust. Der Tragödie zweiter Teil“ verschlungen hat?
Ich liebe Goethe, und gerade „Faust“ konnte ich schon als Jugendliche streckenweise auswendig. Eine wunderbare Sprache. Ich halte nichts von dieser vermeintlichen Alternative „Goethe oder Digitalisierung“ – als würde man sich gegen Goethe aussprechen, wenn man Digitalisierung für schulrelevant hält. Das widerspricht sich überhaupt nicht. Man kann Goethe großartig finden und den digitalen Wandel wichtig.

Wohl wahr. Nach einem Studium der Germanistik und Linguistik in Bonn arbeiteten Sie in einer Kommunikationsagentur und erhielten parallel ein Forschungsstipendium im Literaturarchiv in Marbach. Wären Sie nicht gerne in Marbach geblieben, wo Sie 1997 eine Ausstellung kuratiert haben?
Ich finde beides wichtig: die hohe Wissenschaft und das profane – auch wirtschaftliche – Handwerk. Ich habe rückblickend beruflich immer zum richtigen Zeitpunkt die richtige Entscheidung getroffen, auch wenn das auf den

ersten Blick nicht so aussieht. Alles hat Eingang sowohl in meinen Ansatz, als auch jetzt in das Buch gefunden. Im Marbacher Literaturarchiv habe ich zu den Synergien von Schreiben, Lesen und Übersetzen geforscht. „Das Gedicht ist Gespräch“, sagte Paul Celan – und das Prozesshafte der Textentstehung, Gespräch und Diskursivität sind ja auch Kernaussagen meiner heutigen Theorie zum digitalen Wandel.

Ich wollte mir die Freiheit des eigenen Denkens und Wirtschaftens bewahren. Und tatsächlich weiß ich nicht, ob mir ein umfassender eigener Meta-Ansatz zum digitalen Wandel innerhalb des akademischen Lehrbetriebs gelungen wäre. Meine Medientheorie entwickelt sich ja auch aus jahrelanger praktischer Arbeit, im echten Leben, meinen Projekten mit öffentlichen Institutionen und Konzernen. Ich berate seit Jahren Organisationen in Digitalisierungsprozessen, da gewinne ich einen tiefen Einblick in die realen Verhältnisse. Meine Theorie hat den Praxistest bestanden. Während der Jahre in der Kommunikation habe ich das Handwerk des – verständlichen – Schreibens gelernt, das kam mir jetzt bei dem Buch sehr zugute. „Das liest sich gut“, sagen die ersten Leser. Das finde ich ein schönes Kompliment, von welchem Sachbuch kann man das sonst sagen.

In Ihrem Buch „Die Sehnsucht nach dem nächsten Klick. Medienresilienz – wie wir glücklich werden in einer digitalen Welt“ raten Sie zu einem gelassenen, räumlichen Umgang mit Smartphones, Apps & Co. Worum geht es Ihnen?
Mit dem Buch möchte ich dazu einladen, einen entspannten und neugierigen Blick auf die Digitalisierung zu werfen, ohne diesen ganzen Alarm und ohne Ideologie. Das Buch ist ganz niedrigschwellig geschrieben, es soll Spaß machen zu lesen. Gerade durch die Corona-Krise ist es wahnsinnig aktuell geworden. Es richtet sich sowohl an Leser, die noch nichts mit der Digitalisierung zu tun hatten als auch an solche,

die digital affin sind. Für beide wird es eine Bereicherung sein, das ist eine kleine Fingerübung, auf die ich stolz bin.

Das Buch stellt in der technisierten und durchrationalisierten Welt die Frage nach dem menschlichen Glück. Hinter vielen positiven wie destruktiven Phänomenen des digitalen Wandels steht nämlich die Sehnsucht nach Kontakt und Bindung, nach einer Gemeinschaft, in der wir uns eingebunden fühlen können. Darin unterscheiden wir uns nicht von dem Höhlenmenschen, der Angst hat, alleine zurückgelassen zu werden. Wir haben auch in einer digitalen Welt das Recht, glücklich zu sein. Aber wie ist das möglich? Darum geht es in dem Buch. Ich erkläre erst den digitalen Wandel und meinen Ansatz der Medienresilienz – und dann gibt es einen Praxisteil mit konkreten Anwendungen und Empfehlungen zu Bildung, Arbeit und Gesellschaft. Die Kurzfassung des Buches lautet: Eine gute digitale Gesellschaft ist möglich, aber sie fällt nicht vom Himmel.

Gemeinsam mit dem Soziologen Benedikt Köhler und dem Datenforscher Jörg Blumtritt haben Sie vor zehn Jahren das „Slow Media Manifest“ verfasst. Was sagt es, in Kurzform, aus?
In dem Slow Media Manifest sprechen wir uns für einen vernünftigen Umgang mit digitalen Medien aus, mit Augenmaß und jenseits von Alarmismus („mit dem Internet geht die Welt unter!“) und Apologetik („das Internet ist die Lösung für alles!“). Das Manifest ist inzwischen in viele Sprachen übersetzt worden und kursiert von Frankreich über Kanada, Amerika, China, Russland, Lettland, Rumänien in der ganzen Welt. Das hat offenbar vielen Menschen aus dem Herzen gesprochen. Es gibt auch internationale Master- und Doktorarbeiten über den Slow-Media-Ansatz. Wir sprechen von den Grundlagen des digitalen Wandels und davon, dass es jetzt darum geht, angemessene Reaktionen auf diese Medienrevolution zu finden – sie politisch,

kulturell und gesellschaftlich zu integrieren und konstruktiv zu nutzen. In genau diesem Prozess befinden wir uns ja noch immer.

Twitter ist Ihr digitaler Salon, Bloggen eine Befreiung, ein Fachportal zum digitalen Arbeitsschutz Ihr Steckbrief: Halten Sie selbst immer alle Regeln ein, die Sie selbst empfehlen, oder sind Sie ein digitaler Junkie, der ständig online ist?

Ich empfinde den digitalen Raum wirklich als Bereicherung, vor allem meines beruflichen Lebens. Und ich finde es nach wie vor unglaublich spannend, was kulturhistorisch und gesellschaftspolitisch gerade passiert. Aber wir müssen da auch gut drauf aufpassen. Wenn ich Feierabend mache, dann schalte ich, wenn möglich, alle Medien ab. Auch die Nachrichten kann ich nicht sehen, ohne an meine Arbeit erinnert zu werden, weil alle politischen und gesellschaftlichen Geschehnisse, die nachrichtenrelevant sind, letztendlich auch mit Digitalisierung zusammenhängen. Wenn ich in Urlaub bin, lese ich nicht mal Zeitungen, um auch mal abschalten zu können.

Können Sie während der Corona-Pandemie überhaupt abschalten? Wie hat diese Krise die Mediennutzung verändert?

Corona war für die Arbeitswelt, für das Bildungssystem und für die Gesellschaft als Ganzes ein Crash-Kurs in Sachen Digitalisierung. Ich hoffe sehr, dass uns das jetzt einen Schub gibt und wir die Bereitschaft haben, uns mit dem Thema zu befassen. Denn nur dann können wir die digitale Welt so gestalten, wie wir sie uns wünschen. Ohne Vision läuft man den Sachen hinterher. Das kann man machen, aber dann kommt man vielleicht nicht dahin, wo man hin will. Wer sich nicht um Digitalisierung kümmert, bekommt am Ende die, die übrig ist.

Sehen Sie Corona als eine Art Zäsur und Chance, neu anzufangen?

Unbedingt. Es gibt keinen besseren Moment als jetzt, um unser Wunschbild von einer digitalen Gesellschaft aufzubauen. Wir haben in den letzten Wochen der Notfall-Digitalisierung erfahren, was geht und was nicht geht. Auch die Dinge, die nicht funktioniert haben, sprechen ja dafür, dass man eine kluge Strategie entwickelt, dass man nicht besinnungslos alles digital macht. Es geht darum, die Mittel adäquat einzusetzen. Adäquat heißt, was sinnvoll ist, digital – und was es nicht sinnvoll ist, macht man es eben nicht digital, sondern analog. Mit dem Wissen können wir uns zusammensetzen und klären: Welche digitale Gesellschaft wollen wir? Wie wollen wir es? Welche Rahmenbedingungen brauchen wir, um das zu schaffen? Ich spreche ja im Buch von Medienresilienz. Resilienz heißt Widerstandskraft, und das bedeutet für eine Gesellschaft auch, mit Herausforderungen wie der Corona-Krise umgehen zu können. Sie in etwas Gutes umzuwandeln zu können und sich neu zu erfinden. Wir haben da eine wirklich gute Chance, aktiv zu werden.

INTERVIEW: WOLFGANG SCHEIDT

LESEZEICHEN

– Sabria David: „Die Sehnsucht nach dem nächsten Klick. Medienresilienz – wie wir glücklich werden in einer digitalen Welt“; Patmos Verlag; 168 Seiten; 18 Euro.

MEDIENWELTEN

Serien-Streaming: Schwieriges Jahr für Weiterentwicklung

2020 ist für die Produktion von Serien auf Streamingportalen ein schwieriges Jahr. Wegen der Corona-Beschränkungen wurden viele Drehs monatelang unterbrochen. Serienfans könnten daher 2021 einer Durststrecke entgegensehen, weil sich vieles verzögert hat. Steht der Hype um Serien gar vor dem Aus?

In den USA wurden 2019 sieben Prozent mehr an neuen Staffeln von Drama bis Comedy sowie ganz neuen Serien als noch 2018 veröffentlicht, ermittelten Forscher des FX Network, einem Pay-TV-Kabelsender aus dem Hause Walt Disney. Im Laufe des vergangenen Jahrzehnts hat sich demnach die Zahl der pro Jahr neu gestarteten (oder fortgesetzten) US-Serien mehr als verdoppelt. Seit etwa acht Jahren nehmen in erster Linie Produktionen der Streamingdienste zu. Seit 2014 hat sich deren Zahl vervielfacht. Kamen vor etwa 20 Jahren etwa 180 US-Serien innerhalb von zwölf Monaten raus, vor zehn Jahren knapp 220, waren es 2019 insgesamt 532.

In Deutschland prophezeite Ufa-Chef Nico Hofmann vergangenes Jahr in einem „DWDL.de“-Interview: „Irgendwann wird diese Serienblase platzen – auch in puncto Wirtschaftlichkeit.“ Das ergebe sich „aus natürlichen Begrenzungen von Produktionskapazitäten, verfügbarem Talent und Budget“. Es sei zu viel Programm auf dem Markt. Und: „Die Zuschauer konsumieren gleichzeitig selektiver und das erhöht den Druck auf jede einzelne Produktion, hervorzustechen.“

Hat die Kunstform Serie ihren Zenit überschritten? Timo Gößler, Dozent für Dramaturgie und Serielles Erzählen an der Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf in Potsdam, gibt eine differenzierte Antwort: „Möglicherweise ist es wahr, dass aus den USA, dem Mutterland der modernen Serie, immer weniger Bahnbrechendes kommt“, sagt der 42-Jährige. Neue und frische Impulse kämen nun jedoch „immer häufiger auch aus Europa“. Nie zuvor sei der Serienmarkt derart international gewesen. „Spitz“, also nur für eine sehr kleine, spezifische Zielgruppe zu erzählen, könne sich auch finanziell auszahlen, wenn eine Serie „überall dieses kleine Publikum bekommt und daraus dann global ein großes wird“. Das beweise zum Beispiel die deutsche Netflix-Serie „Dark“, die weltweit Kult sei und keineswegs dem Mainstream-Geschmack folge, meint Gößler. Deren deutsche Verortung und philosophischer Ansatz sei sicher ein Faktor für den weltweiten Erfolg. „Was alle anderen Länder außer den USA betrifft, halte ich den Zenit noch längst nicht für überschritten“, sagt Gößler. „So viele Themen, Spielfelder, Perspektiven und Narrative sind gerade auch in Deutschland noch gar nicht bearbeitet worden, in Sachen Diversität haben wir zum Beispiel noch gewaltig Luft nach oben.“ Außerdem meint der Hochschuldozent, dass der Nachwuchs immer spezieller und besser ausgebildet werde. Junge Autorinnen und Autoren bekommen „viel häufiger als noch vor ein paar Jahren“ die Chance, ihre Originalität unter Beweis zu stellen, „ohne sich dabei allzusehr in althergebrachte starre Strukturen hineinbiegen zu müssen“. |dpa



Nico Hofmann FOTO: DPA

Team der „Süddeutschen“ erhält Preis für NSU-Protokolle

Für eine Artikelserie über den NSU-Prozess erhält das Autorenteam Annette Ramelsberger, Rainer Stadler, Wiebke Ramm und Tanjev Schultz von der „Süddeutschen Zeitung“ die erstmals vergebene Auszeichnung „Kasseler Demokratie-Impuls“. Wie die Stadt Kassel mitteilte, hatte das Journalisten-Team den Prozess fünf Jahre lang begleitet und in über 500 Artikeln dokumentiert. Dabei ging es auch um den Mord an dem Kasseler Bürger Halit Yozgat im Jahr 2006. Die Protokolle unter dem Titel „Der Prozess“ machten eindrücklich das Leid der Opferfamilien deutlich, gaben Einblick in das Geschehen im „Nationalsozialistischen Untergrund“ sowie in die Prozessdynamik und könnten Grundlage für wissenschaftliche Arbeiten sein, heißt es in der Begründung der Jury für die Preisvergabe. Es handele sich um ein einzigartiges zeitgeschichtliches Dokument. |epd

SO ERREICHEN SIE UNS

IHR WOCHENENDE

Titelseite, Über Grenzen
Dr. Dagmar Gilcher
Die Seite mit dem Biber
Tajana Klöckner
Mediathek
Susanne Schütz

Telefon: 0621 5902-302

Rätsel und Spiele, Im Garten, Tier und Mensch
Iris Rechner
Telefon: 0621 5902-305

Ein doppelter Tod und ein „Tatort“ ohne Mord

DER FERNSEHKRIMI-CHECK: Neues aus Magdeburg, dem Schwarzwald und aus Passau, als Auftakt weiterer Donnerstagskrimis



VON STEFAN OTTO

Vor wenigen Wochen noch, in der Sommerpause, machte man sich Gedanken, ob die Corona-Folgen – wegen der Infektionsgefahr unterbrochene Dreharbeiten und vorläufig auf Eis gelegte Projekte – nicht dazu führen würden, dass es bald knapp wird an Krimis und anderen neuen Fernsehfilmen. Mit den TV-Thrillern „Spurlos in Marseille“, an diesem, und „Im Abgrund“ am nächsten Samstag (jeweils 20.15 Uhr, Das Erste), einem „Polizeiruf“ und einem „Tatort“ an den Sonntagen sowie einer weiteren Donnerstagskrimi-Reihe scheinen zumindest die nächsten beiden TV-Krimiwochen diese Befürchtungen vorerst zu widerlegen. Morgen trinkt der Magdeburger Kriminalrat Uwe Lemp (Felix Vörtler) erst einmal zu viel und fährt dann noch Auto. Prompt kollidiert er auf nächtlicher Straße mit einem Fuß-

gänger, der unmittelbar darauf schon wieder verschwunden ist. „Vielleicht ist das unser Mörder, vielleicht liegt er hier noch irgendwo“, meint er am nächsten Morgen, als ganz in der Nähe eine Frau erschossen aufgefunden wird. Nur: Die junge Frau wurde ebenso schon vor Jahren für tot erklärt wie ihr Freund, den Lemp angefahren hat. „Warum sind die untergetaucht, und wo waren die die letzten vier Jahre?“, fragt sich Kommissarin Doreen Brasch (Claudia Michelsen) im neuen „Polizeiruf 110: Tod einer Toten“ (morgen, 20.15 Uhr, Das Erste), einem verzwickten und gelungenen Fall mit sehenswertem Ermittlerduo.

Ähnlich sehenswert agieren freilich auch die Kommissare Franziska Tobler (Eva Löbau) und Friedemann Berg (Hans-Jochen Wagner) in „Rebbrand“ (27. September, 20.15 Uhr, Das Erste), einem „Tatort“ ganz ohne Mord. Unterstützt werden sie dabei von einem erlesenen Ensemble. Der spannend unterhaltende Krimi lebt besonders davon, dass er über weite Strecken ebenso nah an Beate Schmidbauer (Victoria Trauttmann-



„Tod einer Toten“ heißt die neue „Polizeiruf 110“-Folge morgen. In Magdeburg ermitteln Doreen Brasch (Claudia Michelsen) und Uwe Lemp (Felix Vörtler). FOTO: MDR/FILMPOOL FICTION/STEFAN ERHARD

dorff), dem Opfer einer Vergewaltigung, wie an den drei Verdächtigen Klaus Kleintner (Fabian Busch, der Hauptdarsteller aus „Spurlos in Marseille“), Victor Baumann (Roman Knizka) und Mario Lewandowsky (Marek Harloff) bleibt. Besonders die beiden Letzteren, ein Friseur und ein Polizist, sind erlebenswert skurrile Gestalten. Zwischendurch gerät der Krimi von Nicole Armbruster (Buch) und Barbara Kulcsar (Regie) mehrfach in die Nähe eines Themenfilms über DNA-Analyse und Datenschutz, doch das schadet ihm gar nicht.

Im Oktober eröffnet Das Erste nach Usedom, Lissabon und Zürich einen weiteren Schauplatz seiner Donnerstagskrimis: „Freund oder Feind. Ein Krimi aus Passau“ (1. Oktober, 20.15 Uhr) heißt die erste, tatsächlich vielversprechende Episode um eine Berliner Ex-Polizistin (Marie Leuenberger) und ihre vorbestrafte Adoptivtochter (Nadja Sabersky) im Zeugenschutzprogramm in der Dreiflüssestadt. Sie treffen auf einen etwas windigen österreichischen Privatdetektiv (Michael Ostrowski).